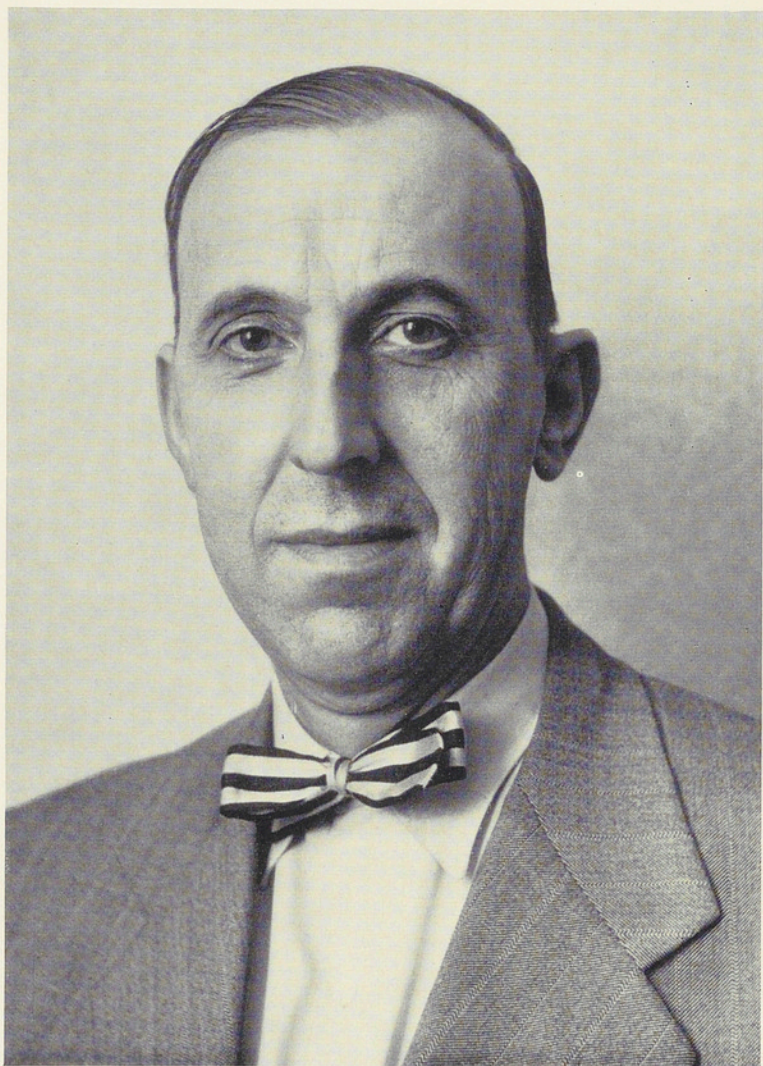


RUDOLF JOSS

1906–1966

zum  
Gedächtnis



Nekr J 27

RUDOLF JOSS

1906-1966

zum  
Gedächtnis

G 1967/298  
Fam. Joss



*Am 14. Februar 1966 starb in seinem 59. Lebensjahr Architekt Rudolf Joss, Küsnacht. Seine Gattin und seine Kinder möchten den Freunden auf den ersten Jahrestag seines Todes eine Erinnerungsschrift unterbreiten, die aus den Ansprachen anlässlich der Totenfeier in der reformierten Kirche Küsnacht am 17. Februar 1966 und aus den Nachrufen in der Presse zusammengestellt sind, das heisst aus den Abdankungsworten von Pfarrer Otto Künzli, Architekt Franz Steinbrüchel und Dr. Hans Rudolf Schmid (Thalwil), der den Text dieses Büchleins im Auftrag der Familie Joss redigierte.*

*Druck: Buchdruckerei Stäfa AG*

## Lebenslauf und Glaube

Rudolf Martin Joss wurde am 11. November 1906 als Bürger der Stadt Bern in Wiedlisbach im Kanton Bern geboren. Sein Vater war Sekundarlehrer und amtierte zuerst in Biel, bevor er mit seiner Familie nach Bern zurückkehrte. Dort erlebte Rudolf Joss mit vier Geschwistern eine frohe Jugendzeit. Nach Absolvierung des Städtischen Gymnasiums Bern studierte er an der ETH in Zürich Architektur und war anschliessend eine Zeitlang Schüler von Le Corbusier in Paris. Nach seiner Diplomierung trat er in das Architekturbüro von Karl Knell in Küsnacht ein.

Seine militärische Laufbahn war kurz und doch bedeutsam. Rudolf Joss leistete bei den Genietruppen Dienst, wurde aber nach Vollendung der Offiziersschule aus Gesundheitsgründen vom Militärdienst dispensiert. Während des Zweiten Weltkrieges wirkte er als Hilfsdienstpflichtiger im Zürichsee-Kommando.

Im Juni 1933 schloss er den Bund der Ehe mit Fräulein Dr. med. Alice Huber. Dem Paar wurden vier Kinder geschenkt. Diese waren die grosse Freude des Vaters, und er unternahm alles, um ihnen ein frohes Heim und eine gute Ausbildung zu schenken. Er durfte es erleben, dass die älteste Tochter Christine ihr medizinisches Staatsexamen bestand und Elisabeth ihre Studien als Sekundarlehrerin abschloss. Sabine und Beat stehen noch im Studium.

Im Sommer 1947 bezog die Familie das Haus an der Wangensbachstrasse, das er mit viel Liebe für sie gebaut hatte. Achtzehn Jahre lang freute sich Rudolf Joss daran, besonders auch am Garten, wo er im Sommer lange Spaziergänge machte und seine geliebten Rosen pflegte. Erholung fand er auch beim Segeln auf dem Bodensee und auf Reisen mit seiner Familie.

Mitte Dezember 1965 ereilte ihn aus voller Gesundheit ein Herzinfarkt. Er erholte sich unter der besorgten Leitung von Professor Maier im Kreisspital Männedorf gut. Dann fuhr er mit seiner Frau nach Locarno, um fern von allen Geschäften seine volle Gesundheit

wieder zu erlangen. Um einen Krankenbesuch in Orselina zu machen, benützte er das Postauto, das in einer Kurve von einem Privatwagen gerammt wurde. Dabei erlitt Rudolf Joss vermutlich einen Schock. In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar kam eine neue Herzkrise, die in wenigen Minuten zum Tode führte. Vor dem Einschlafen hatte er noch in der Apostelgeschichte gelesen, die ihm sehr vertraut war. Er lebte seinen protestantischen Glauben und brachte seiner katholischen Familie viel Verständnis entgegen. Nach seinem eigenen Ausspruch wollte er in seiner Familie «Brücken bauen» zwischen den Konfessionen. So strömten in Harmonie und Frieden in seiner Familie zwei Konfessionen zusammen. Er ist vor den Problemen, der Spannung, die in solchem Zusammensein naturgemäss liegt, nicht in die religiöse Gleichgültigkeit ausgewichen, wie das sonst leider nur allzu häufig geschieht, sondern er hat sich intensiv bemüht um den wahren, tragenden Grund unseres christlichen Glaubens.

## Aus der Abdankungsrede

Pfarrer Otto Künzli legte seiner Abdankungsrede den Text zugrunde, mit dem Rudolf Joss sich unmittelbar vor dem Sterben beschäftigt hatte:

*Da sprach Petrus, erfüllt mit dem heiligen Geist, zu ihnen: Ihr Oberen des Volkes und ihr Ältesten, wenn wir heute wegen der Wohltat an einem kranken Menschen darüber verbört werden, durch wen dieser gesund geworden sei, so sei euch allen und dem ganzen Volk Israel kund, dass dieser durch den Namen Jesu Christi des Nazoräers, den ihr gekreuzigt habt, den Gott von den Toten auferweckt hat, gesund vor euch steht. Das ist der von euch, den Bauleuten, missachtete Stein, der zum Eckstein geworden ist. Und es ist in keinem andern das Heil; denn es ist auch kein anderer Name unter dem Himmel für die Menschen gegeben, durch den wir gerettet werden sollen.*  
(Apostelgeschichte 4, 8–12)

Dieses Wort lässt uns Anteil haben an dem, was zuletzt seine Seele erfüllt und seinen Geist bewegt hat. Wenn da von den Bauleuten die

Rede ist, wusste er sich angesprochen. Allerdings wird hier von Bauleuten gesprochen, die ihre Sache schlecht gemacht haben: Sie haben Christus verworfen, nicht erkannt, dass er gerade zum Eckstein, oder genauer übersetzt: zum Schlussstein bestimmt war, der das Gewölbe krönt, auf den sich die kühn geschwungenen Bogen abstützen, der die Lasten aufnimmt und dem Ganzen Halt gibt.

Rudolf Joss gehörte zu den klugen Bauleuten. Wenn ich das sage, denke ich nicht nur an seinen Beruf, sondern an sein Leben, an seine ganze Haltung, an seine Persönlichkeit. Er stellte alles auf ein solides Fundament. Er vergass ob dem Äussern nicht das Innere, ob dem Technischen nicht das Menschliche. Er wusste, dass all unser Bauen und Schaffen, all unser Streben und Mühen keinen Sinn hat, wenn wir jenes letzte Ziel verfehlen, wenn uns das Ewige ob dem Zeitlichen, das Geistige ob dem Materiellen verlorengeht. Es war darum nicht von ungefähr, dass er mit Vorliebe und besonderer Freude Schulhäuser, Spitäler, das Altersheim und unser Kirchgemeindehaus gebaut hat – Bauten, die zum Menschlichen und zum Geistigen eine besonders enge Beziehung haben, die dem heranwachsenden Geschlecht, den Kranken und den Alten dienen und ihnen eine gediegene Atmosphäre, ihnen schon von der Raumgestaltung her ein gutes Gefühl der Geborgenheit und des Daheimseins bieten sollten. Und von unserem Kirchgemeindehaus hoffte er, dass es eine Stätte der Begegnung werde, auch über den Kreis der eigenen Kirche hinaus. Und er durfte es erleben, dass es das auch geworden ist.

Als der Herzinfarkt ihn mitten aus seiner Arbeit riss und ihn in die Stille führte, da hat er diese Führung von oben verstanden als einen Ruf zur Einkehr und zur geistigen und geistlichen Rüstung.

Das Wichtigste, das Grösste in unserem Text steht ganz unscheinbar in einem kleinen Nebensätzlein, wo von Jesus gesagt wird, dass Gott «ihn von den Toten auferweckt hat». Dieser Name Jesus Christus ist also nicht nur eine historische Wirklichkeit, sondern eine lebendige. Er hat den Tod überwunden, er lebt, er wirkt, er tut das Werk des Vaters, er ist gegenwärtig und gibt uns Anteil an seinem Leben. In dieser Auferstehungshoffnung, in der Gewissheit, dass er denen,

die ihn lieben, ewiges Leben schenkt, liegt allein der wahre wirkliche  
Trost.

Die Auferstehung Jesu von den Toten, die Heilung jenes kranken,  
gelähmten Menschen im Namen Jesu und alle Wunder, die seither  
durch seinen Namen geschehen sind, die sind euch, sind uns ein  
Pfand der Auferstehung, ein Zeichen des ewigen Lebens.

Haltet das fest – auch im Gedenken an den heimgegangenen Vater:  
Suchet ihn nicht bei den Toten, sondern bei den Lebendigen!  
Glaubet es, dass in dem Namen Jesu Christi sein und euer Heil liegt,  
nämlich das Leben, das wahre, ewige Leben, die Rettung aus aller  
Verlorenheit und Traurigkeit der Welt und des Todes.

Durch seinen Namen, d.h. um seiner Liebe willen, aus seiner Macht  
und Gegenwart werden wir getröstet und werden gerettet: aus dem  
Tod ins Leben, aus dem Dunkel in sein wunderbares Licht, aus aller  
Bedrängnis in seinen Frieden, aus der Fremde in unsere eigentliche  
Heimat, in seine ewigen Wohnungen.

Ihm sei Lob und Preis. Ihm bringen wir Dank und Ehre jetzt und in  
Ewigkeit. Amen.

## Architekt und Baukünstler

Schon als Student hat Rudolf Joss für seinen Onkel, den Sanatoriums-  
direktor von Braunwald, ein Chalet gebaut, das sich in der Land-  
schaft so klar und unsentimental ausnimmt wie die echten alten Holz-  
häuser. Die Besprechungen mit Behörden und Handwerkern musste  
er auf die Freizeit verlegen und fuhr damals manchen Samstag ins  
Glarnerland, um sein erstes Haus zu bauen. Das Chalet – «Fyrabe»  
hiess es, weil es als Ruhesitz für Dr. med. Joss gedacht war – verriet  
auch durch seine innere Organisation den geborenen Baukünstler.  
Hier ist nochmals der Stage im Büro des berühmten Le Corbusier zu  
nennen, der auf das Lebenswerk von Rudolf Joss keinen geringen  
Einfluss gehabt hat.



Später treffen wir ihn im Büro von Karl Knell in Küsnacht als geschätzten Mitarbeiter und Bürochef. Dort befasste er sich, um ein wohlbekanntes Beispiel zu nennen, mit dem «Landgasthof» im Landi-Dörfli im Zürichhorn (1938/39) und half mit, jene gemüthfaltergreifende Stimmung zu gestalten, die die ganze «Landi» auszeichnete. In einem «Goldenen Buch der Landi» finden wir denn auch die Inschrift wiedergegeben, die Knell am Landgasthof anbringen liess. Sie lautet:

Dies Haus erbaute ziemlich schnell  
der Zürcher Architekt Karl Knell,  
Im Büro, auf Gerüst und Leiter  
Mit Rudolf Joss als Mitarbeiter.  
Im Herbst entfernt man's ohne Gnade.  
Wir finden dieses jammerschade.

Als er wenige Jahre darauf (1947) im Wettbewerb um den Neubau des Schulhauses Heslibach in Küsnacht mit dem ersten Preis ausgezeichnet wurde, entschloss er sich zur Gründung eines selbständigen Architekturbüros. Der Erfolg seiner Leistungen blieb nicht aus, und rasch vergrösserte sich der Kreis seiner Auftraggeber, und die Zahl verschiedenartigster Aufgaben bewiesen das Vertrauen, das ihm viele Behörden und private Bauherren entgegenbrachten.

So baute er – häufig als Preisträger bei Projektwettbewerben – vor allem in Küsnacht, Zumikon, Feldmeilen, Meilen, Thalwil und Knonau Privathäuser und umfangreiche moderne Schulanlagen, teilweise in mehreren Bautappen. Dazu kamen einige Industriebauten in der Zentral- und Ostschweiz, darunter die Lagerhäuser der Firmen Bareiss-Wieland (Dietlikon) und Samen-Mausser (Dübendorf).

Die repräsentativste Leistung dürfte die Tüllindustrie in Münchwilen TG sein. Privathäuser erbaute er auf dem Bühl in St. Margarethen bei Münchwilen, in Weiningen bei Zürich und in Küsnacht. Als Bernburger fühlte er sich mit seiner Vaterstadt stets eng verbunden und entzog sich darum auch höchst kniffligen Bauaufgaben nicht, die ihn dorthin riefen. Zunächst war es die Berner Niederlassung der Firma Franz Carl Weber an der Marktgasse, wo eine kostbare antike Fassade

schonend übernommen werden musste, während das Innere den heutigen Bedürfnissen anzupassen war. Dann hatte er zusammen mit seinem Vetter, Architekt Walter Joss, ebenfalls in der ehrwürdigen Berner Altstadt, das Zunfthaus der Gesellschaft zu Schmieden an der Zeughausgasse neu zu bauen.

Es war Architekt Joss nicht nur an der einzelnen Bauaufgabe gelegen; ihm war es auch darum zu tun, neue Baukörper organisch in die engere und weitere Umgebung einzugliedern. Dieser weitgespannten Ideenwelt entsprach es, dass er sich auch mit Überbauungs- und Richtplänen, ja mit der Gestaltung ganzer Dorfsiedlungen befasste, jedenfalls für die Gemeinden Küsnacht, Pfäffikon ZH, Zumikon und Herrliberg.

Ganz besonders nahe stand seinem Herzen die Wohngemeinde Küsnacht, erstellte er doch ausser dem erwähnten Schulhaus Heslibach auch das Kirchgemeindehaus und das Altersheim Wangensbach. Mit der Weitsicht, die ihm eignete, entwarf er im Auftrag des Gemeinderates zusammen mit Architekt Walter Niehus eine grosszügige Bahnhofüberbauung mit Saalbau als Dorfzentrum, ein in die Zukunft weisendes Projekt.

Architekt Steinbrüchel wies in seinem Nachruf auch auf die produktive Mitarbeit von Rudolf Joss im Baukollegium der Gemeinde Küsnacht hin. Pfarrer O. Künzli fügte dem Lebenslauf, den er verlas, als Sprecher der Gemeinde einige Worte der Dankesverpflichtung bei: «Auch wir verlieren viel durch den Hinschied dieses Mannes. Er war für uns nicht nur ein ausserordentlich fähiger und aktiver Fachmann, sondern ein verantwortungsbewusster Mitbürger, der sein Können und Wissen für eine zeitgemässe und organisch wie künstlerisch gute Gestaltung der baulichen Probleme unserer Gemeinde eingesetzt hat.»

Das grösste Projekt, das Joss je zu bearbeiten hatte, entstammte dem Wettbewerb um das neue Zürcher Stadtspital im Triemli, wo ihm und seinem Mitarbeiter Helmut A. Rauber der erste Preis zugesprochen wurde. Zusammen mit einer Gruppe von Kollegen wurde er mit der Ausführung betraut. Mit der ihm eigenen Beobachtungsgabe und

Intuition arbeitete er sich in kurzer Zeit in die Probleme des modernen Spitalbaus ein. Aber diese Aufgabe, bei der es nicht an Überraschungen fehlte, hat seine Kräfte vielleicht stärker strapaziert, als er in seiner Gelassenheit glauben mochte. Er kann die Vollendung dieses auch für moderne Zürcher Verhältnisse gross dimensionierten Vorhabens nicht erleben, doch werden die von ihm bis in die Einzelheiten bearbeiteten Abteilungen – das Schwesternhaus und die Maternité – die Prägung seiner Persönlichkeit tragen. Neben der anspruchsvollen Arbeit am Stadtspital Triemli war ihm der Bau eines Ferienhauses im Toggenburg für einen Freund nicht zu gering, um auch darauf seine liebevolle Sorgfalt zu verwenden.

Rudolf Joss hinterlässt, wo man hinhört, zufriedene, ja beglückte Bauherren, von denen viele nicht nur einmal seine Dienste in Anspruch nahmen. Er war mit sich selbst weniger schnell zufrieden und feilte unermüdlich an seinen Projekten weiter, wenn dem Aussenstehenden schon längst alles gut und recht zu sein schien.

Wenn wir uns daran erinnern, dass Architektur ungefähr soviel heisst wie «Mutter der Künste», und dass im Altertum der Kunstbegriff einem ideell oder religiös beseelten, zweckgebundenen Handwerk gleichkam, so spüren wir spontan eine Analogie zum Wirken von Rudolf Joss. Bewusste Dogmatik oder gar Sentimentalität war nicht seine Art, Probleme anzupacken. Für viele heutige Architekten lautet das Thema «Architektur». Für Rudolf Joss hiess das Thema: der Mitmensch. Der Mitmensch, angefangen beim Bauherrn und seinen Anliegen, denen er sich trefflich einzufühlen verstand, dann aber auch bei den behördlichen Organen, beim Kollegen und Mitarbeiter, beim Nachbarn, beim Handwerker – und nicht zuletzt beim Lösen der Aufgabe: technisch, funktionell, finanziell, formal bis ins letzte Detail. Sein Massstab, an dem er sich immer wieder mass, war der Mensch. Darin war er unermüdlich und zäh. Darin gab es für ihn keine Kompromisse, so sehr er auch wieder der Inbegriff des klugen, freundlichen, so erfolgreichen und eben wieder – menschlichen Vermittlers war. Wie oft traf er mit seinem gesunden Menschenverstand, seinem bedachten Urteil und seinem Humor den

Nagel auf den Kopf, so dass, was eben noch kompliziert und verfahren schien, plötzlich einfach wurde.

Einer, der während Jahren als Mitglied einer Baukommission mit Joss zusammengearbeitet hat, stellt ihm das nicht alltägliche Zeugnis aus, dass keine einzige Sitzung resultatlos verlief und dass an keiner Sitzung je ein scharfes Wort fiel. Rudolf Joss verstand seine Aufgabe als eine solche der Zusammenarbeit, wobei er keineswegs zu Kompromissen bereit war, wenn er sich eine Überzeugung gebildet hatte. Aber er suchte seine Mitmenschen zu verstehen, und er besass zusammen mit seiner Einfühlung die Überzeugungsgabe, auf seine Gesprächspartner einzuwirken. Seine Begabung war zugleich eine diplomatische, eine technische und eine künstlerische. Die diplomatische zeigte sich im Verhandeln, die technische in der Sicherheit des Schätzens und Rechnens wie auch in einem umfassenden technischen Wissen – die künstlerische in einem sicheren Urteil über künstlerische Leistungen und in einer lebhaften Fürsprache für die Heranziehung von Künstlern zum Schmuck öffentlicher und privater Bauten. Er schockierte seine Umgebung weder durch Extravaganzen des Stils noch durch Nachtragskredite; denn die Sorgfalt, mit der er zu Werke ging, erstreckte sich auch auf die Kosten, was Behördemitglieder ihm oft hoch anrechneten.

Wenn Rudolf Joss auch äusserlich immer gelassen schien, immer Zeit hatte für die Anliegen anderer, immer eine humorvolle Bemerkung bereit hatte und etwa zu einem Kollegen lächelnd sagen konnte: «Dihr sit en erregbare Mönch», so durfte man sich nicht darüber hinwegtäuschen, dass er sich innerlich mit all seinen Aufgaben und Pflichten völlig identifizierte und dass auch ihm oft schwere Sorgen zu schaffen machten. Diese bekamen aber nur wenige Menschen seiner Umgebung zu spüren; denn sein Lächeln versiegte nie.

## Im Namen der Freunde

Rudolf Joss hinterlässt wohl bei allen, die mit ihm zusammengearbeitet haben, eine Lücke. Dies ist nicht eine freundliche Redensart, sondern die Feststellung einer Tatsache, die uns traurig und wehmütig stimmt – aber auch nachdenklich. Ich glaube, dass in zahlreichen Arbeitsgemeinschaften in der nächsten Zukunft immer wieder die Frage gestellt werden wird: Was hätte in dieser Situation, was hätte in dieser Frage Rudolf Joss gesagt? Und wenn wir dann versuchen, uns die Antwort zu geben, so werden wir der guten Lösung, die im Interesse der Sache liegt, jeweils näher kommen. Auf diese Weise wird sein Wirken in einem nicht kleinen Kreise über seinen Tod hinaus weiterleben und Früchte tragen.

*Franz Steinbrüchel, Architekt*

Für mich war Rudolf Joss seit unserer Zusammenarbeit beim Bau des Sekundarschulhauses Thalwil ein lieber Weggenosse und Freund, und ich möchte ihm heute für die empfangene Freundschaft danken. Noch mehr aber möchte ich Gott dafür danken, dass ich diese Freundschaft genießen durfte. Auch später, nachdem das Schulhaus seiner Zweckbestimmung übergeben war, waren es stets Pflichten und Aufgaben, die uns zusammenführten, meist Berufsarbeit für ihn oder für mich. Das aufgeräumte Gespräch der Freundschaft war eher selten. Aber er liebte die Fröhlichkeit, und wenn man ihn verliess, hatte man immer das Gefühl, reich beschenkt worden zu sein. Er verstand die Freundschaft nicht als eine Gelegenheit zum Klagen, sondern als ein Geben, Dienen und Helfen. Ich war mehr als einmal tief beschämt darüber, dass dieser vielbeschäftigte, ja überlastete Schaffer, sogar wenn ich unangemeldet bei ihm hineinschaute, seine Papiere beiseite schob oder die Besprechung mit seinen Mitarbeitern abkürzte, um meine kleinen Sorgen anzuhören. Dabei war ich nur

einer von vielen Freunden, die seine Kenntnisse, seinen Ideenreichtum und seinen gütig vermittelnden Rat in Anspruch nahmen.

Ich denke aber nicht nur an die genossene Freundschaft, ich denke auch an die versäumte Freundschaft. Wir glauben ja immerzu, wir hätten keine Zeit, und ich muss dabei oft an ein mahnendes Wort Senecas denken. Vor bald zweitausend Jahren – als es noch keine Automobile, Düsenflugzeuge und Computer gab – schrieb er: «Es ist nicht wenig Zeit, was wir haben, sondern es ist vieles, was wir nicht nützen.» Und auch ein Wort des Dichters Hofmannsthal könnte uns im Ohr bleiben: «Leiste mir Freundschaft, so lange ich da bin.»

Die Eindringlichkeit dieser Worte wird uns plötzlich klar, denn ein lieber Freund wie Rudolf Joss vom höchsten Herrn unvermutet abgerufen wird. Was uns bleibt, ist, näher zusammenzurücken, das eigene Leben bewusster ins Blickfeld der Ewigkeit zu stellen und nicht mehr Wesentliches durch Unwesentliches zu versäumen.

*Hans Rudolf Schmid*

## Erinnerungen an den Vater

Viele meiner eigenen Freunde traf der Tod meines Vaters ganz persönlich. Unser Haus war offen und gastlich für alle, die kommen wollten. Sie kamen nach Küsnacht um zu arbeiten, um Feste zu feiern. Nie werde ich vergessen, wie Vati an einem sommerlichen Gartenfest um Mitternacht mit umgebundener Serviette strahlend und fast feierlich den heißen Schinken für seine jungen Gäste zerlegte.

Viele kamen auch nach Ermatingen zum Segeln und lernten unsere Liebe zum Untersee mit seinen wechselnden Stimmungen begreifen. Es gab wilde und abenteuerliche Fahrten, wo man sich zwischen Spritzern ein Scherzwort zurufen konnte. Es gab auch das langsame Dahingleiten am frühen Morgen, die Stille vor Einbruch der

Dämmerung. Aus dieser Gelöstheit erwachsen die Gespräche. Wovon wir sprachen? Es gab alle Nuancen vom spöttischen Geplänkel bis zu den immer wiederkehrenden Gedanken über den Menschen, über Liebe und Tod. Mein Vater wurde dabei nie als Fremdkörper empfunden. Der Abstand der Generationen verschwand. Er konnte zuhören, gelassen, ohne vorgefasste Meinung. Und wenn er sprach, kamen die Worte aus einer grossen Nachdenklichkeit, ganz selbstverständlich und gütig.

*Christine Joss*

Es war Sonntagmorgen. Verlockender Duft nach frischen Gipfeli erfüllte unser Haus. Ich hatte mich in mein Zimmer, hoch oben unter dem Dach, zurückgezogen und brütete über meiner Geschichtsarbeit. Wie eine Erlösung hörte ich die Estrichtüre knarren und Vatis schwere Schritte die Treppe hinaufsteigen. Da stand er auch schon unter der Türe, sonntäglich rasiert, barfuss, in seinem grossen, roten Morgenrock und fragte in seinem warmen Bärndütsch: «Wie geit's?» Er legte sich auf mein Kanapee (ich war so stolz, dass er *mein* Kanapee zu einem seiner Stamplätze auserkoren hatte) und begann, in meiner Geschichtsarbeit zu blättern.

Bald war er ganz im Reich seiner geliebten Geschichte gefangen und zeigte mir in klaren Linien die grossen Zusammenhänge von Bismarcks versponnener Politik. Wir begannen zu diskutieren, und plötzlich wurde ich von Vatis Begeisterung angesteckt. Meine Arbeit lockte mich. Ich wusste, Vati würde immer Zeit haben, er würde mir helfen. Als er mir die Arbeit zurückgab, blinzelte er mich lustig an und meinte: «Busine, zämä wärdet mer em Bismarck scho Meischer!» Am gleichen Sonntag legten Vati und ich den «Grundstein» für unsere römische Pinienallee. Vom Forum Romanum hatte ich einen grossen Pinienzapfen heimgebracht. An der Wärme öffneten sich seine Schuppen. Lange, schmale Samen schlüpfen aus den Öffnungen. War es nicht ein verlockender Gedanke, neues Leben aus den

Ruinen, und erst noch aus altrömischen Ruinen, erblühen zu lassen? Um diesen südlichen Samen die bestmögliche Geburtsstätte zu bieten, holten Vati und ich Walderde im Tobel. Wir mischten sie mit Sand und verteilten die Samen in die Schalen. Sonnenerwärmtes Wasser ersetzte den römischen Regen. Und nun begann das Warten. Nach zwei Wochen hatte ich schon fast die Hoffnung aufgegeben, aber Vati tröstete mich immer: «Langsam aber sicher, wie bi us z Bärn.» Und er hatte recht. Nach drei Wochen entdeckte er bei seinem sonntäglichen Rundgang zarte Gräschen in den Töpfen. Vati wurde ganz aufgeregt und rief mich zur Begutachtung.

Zu unserer gemeinsamen Freude wuchsen die Hälmmchen. Bald reckten sich da und dort paarartige Gäbelchen zum Himmel, und als sie sich sogar zu kleinen Stämmchen verdickten und winzige Nadeln ansetzten, begannen wir, von unserer römischen Pinienallee zu träumen.

War eine Allee nicht Muetis Wunschtraum seit der Jungmädchenzeit? Vielleicht war das der Grund, weshalb die kleinen Bäumchen Vati so ans Herz gewachsen waren.

Im Herbst, bevor er krank wurde, baute er für sie ein richtiges kleines Haus aus Holz und Plastik. Der kalte Nordwind sollte ihre südlichen Träume nicht stören.

Inzwischen sind aus den Sprösslingen meterhohe Pinien geworden. Wer weiss, vielleicht schreitet Mueti eines Tages doch noch durch Vatis Allee.

*Elisabeth Joss*

Ein Sonntagmorgen wie viele, Glockengeläut, das Morgenlied der Amsel auf dem Dachfirst, junges Gras, die ersten Blüten an den Bäumen. Es war Frühling.

Vati erschien als letzter am Morgentisch. Er liebte die Morgenruhe im warmen Bett, Zeit zum Lesen und Nachdenken.



An diesem Sonntag stand weder Landesmuseum noch Zoo auf dem Programm. In Pyjama und Morgenrock, barfuss, schritt Vati sein Grundstück, unsern Garten, ab. Ich bin mir heute noch nicht im klaren, warum ich ihn öfters auf diesen Spaziergängen begleitete. Waren es Vatis Riesenfüsse, die sich mit Wonne ins nasse Gras gruben, seine majestätische Haltung, die der eines Grossgrundbesitzers glich, oder einfach das gute Gefühl des gemeinsamen Gehens, das mich immer wieder anzog.

An diesem Morgen schnitt Vati die jungen Wildschosse der Rosen. Er schritt von Baum zu Baum, schaute nach den Blüten, lobte den einen besonders tüchtigen Apfelbaum und fragte sich, warum sein Nachbar dieses Jahr keinen Schmuck trage. Er *liebte* seine Apfelbäume, seinen Zwetschgenbaum. Für mich waren diese alten Bäume etwas Lebloses, etwas immer Dagewesenes. Vor allem wusste ich genau, dass Vati nie einen Apfelbaum verschenken würde.

Im hintern Teil des Gartens stand unscheinbar ein Bäumchen. Sein schwarzer Stamm war dünner als ein Kinderarm, die Zweige fein wie Weidenruten. Aber das kleine Bäumchen war nicht träge. Auf jedem der Zweige sassen grosse, weisse Blüten – Perlen im Haare einer Prinzessin. – Vati strich über den Stamm des Kirschbäumchens, schaute mich an und sagte: «Das Bäumchen gehört dir, schau gut zu ihm.» Mir war seltsam zumute. Ganz plötzlich war ich Baumbesitzerin geworden, Besitzerin eines Bäumchens, das ich um knapp einige Zentimeter überragte.

Mein Baum wuchs, er wurde dick und drohte seine Rinde zu sprengen. Vati half ihm zu meinem Entsetzen mit einigen Rindenstichen nach. Jahr für Jahr trug er Tausende von roten, runden Kirschen. Ich war stolz auf meinen Baum. Er war der Schönste im ganzen Garten. Oft dachte ich mir, Vati müsse fast seine Schenkung bereuen. – Ich hab ihn nie danach gefragt.

*Sabina Joss*

Ein Bild meines Vaters zu geben fällt mir äusserst schwer, da er und ich sehr wenige Augenblicke hatten, die wir gemeinsam verbrachten; aber ich glaube, die wenigen Augenblicke waren um so intensiver. Obwohl mein Vater stark durch seinen Beruf belastet war, fand er in den letzten Jahren Zeit, ein paarmal mit mir das Weekend mit Segeln zu verbringen. Diese Passion hatten wir beide gemeinsam, und es gab in meinen Augen nichts Schöneres, als wenn wir in voller Fahrt hart am Wind auf dem Untersee kreuzten. Es wurden jeweils wenige Worte gewechselt, denn wir beide freuten uns, im gleichen Boot zu sein und tauschten unsere Beobachtungen aus. Jedesmal wurde er dabei um Jahre jünger, denn auf dem Boot herrschte nicht das Gebot der Zeit. Hier besprachen wir auch meine persönlichen Probleme. Was ich besonders schätzte, war vor allem, dass er nicht nur Kritik übte, sondern anhand eigener Lebenserfahrung versuchte, mir dieses oder jenes begreiflich zu machen oder zu helfen. Er konnte sich einfach wunderbar in meine Haut hinein denken.

Aus einer andern Sicht erlebte ich ihn, wenn wir gemeinsam eine seiner Bauten besuchten. In jedem Bau war ich ein wenig zuhause. Ich spürte einfach seine Art, dass er für Menschen plante, die darin arbeiten und leben müssen. Seine klare Linie und Offenheit im Umgang mit Handwerkern, Bauherren und Angestellten machten mir jedesmal grossen Eindruck. Nie sah ich ihn aufgebracht. Immer legte er die gleiche Gelassenheit an den Tag, gleich, was auf ihn zukam. So sehe ich ihn, der für mich als grosser und verstehender Vater in Erinnerung bleiben wird.

*Beat Joss*

